

AKRÜTZEL



JENAS FÜHRENDE HOCHSCHULZEITUNG

REPORTAGE:

FLUGPLATZ JENA

RÜCKSCHAU:

DER FALL SCHRÖTER

REZENSION:

JAMES BOND: SPECTRE



UMWORBEN!

Braucht der Campus einen Ad-Blocker?

AKRÜTZEL

Jenas führende Hochschulzeitung

Eierlegende/r Wollmilchsau/eber?

Uns reicht es sogar schon, wenn du
lesen, schreiben oder fotografieren kannst!

Schau doch einfach mal vorbei: jeden
Dienstag, 19 Uhr im Uni-Hauptgebäude



* auch in Ausführungen mit Sterni, Schokobrause
oder Aldi-Mineralwasser verfügbar

EDITORIAL

Die Mensa am Abbe-Campus 12:00 Uhr mittags. Plötzlich ein Kreischen, dass an das unglückliche Zusammentreffen von Kreissäge und Stahlträger erinnert. Drei Erstis laufen aufeinander zu: „Hast du dir auch eine Campus-Tüte besorgt?“ Sie wühlen in den Tüten und werfen Flyer um Flyer auf den Boden, auf dem sich inzwischen Berge aus Zellstoff türmen. Verwertbares wird sofort mit weiterem Gekreische kommentiert. „Voooooooooll toooooooll.“

Beobachter schütteln entweder genervt den Kopf oder stürmen ebenfalls rücksichtslos durch die wartenden Studierenden auf den Stand zu. Ist ja für umme.

Eine Stunde später ist alles vorbei, nur ein paar zertrampelte Tüten mit nutzlosem Inhalt liegen verstreut herum. Werbemagazine, Flyer und Postkarten warten auf ihre letzte Reise in den Altpapiercontainer. In ein paar Wochen das gleiche Spiel: Kreischen, Stürmen, Altpapier. Und dazu Unmengen an Reklame für Konzerte, Lesungen, Vorträge,

Diskussionen, Filmabende, Theater, Hochschulzeitungen, Fitnessstudios und der laubbläserartig nervigen Aufforderung: KOMM ZU UNSERER PARTY!!! Voooooooooll toooooooll.

Woher kommt die ganze Werbung, die täglich um die Aufmerksamkeit der Studierenden buhlt wie männliche Paradiesvögel um die Weibchen. Was bringt der Uni und dem Studentenwerk die Vermietung der Flächen? Wie viel Werbung wollen wir überhaupt an der Uni haben?

Außerdem im Heft: Ein Hauch von Urbanität am Flugplatz Jena, ein Hauch von Nichts im Buch von Eric Jarosinski (@NeinQuarterly), ein Hauch von Antisemitismus in der Debatte um den Jenaer Oberbürgermeister Albrecht Schröter und ein Hauch von Bond im neuen Film mit der berühmten Doppelnull.

Die Redaktion

INHALT

REPORTAGE

04 Im Erdgeschoss

Hannes Sohr lebt für das Fliegen. Er besitzt zwei Sportmaschinen. Doch abheben darf er momentan nicht.

TITELTHEMA

06 Ich liebe es nicht!

Warum wir am Campus von Promotern verfolgt werden und was die Universität an all der Werbung verdient – oder auch nicht.

09 Nichts zu verschenken

Ein Marketing-Professor erklärt, warum Studierende für Werber so interessant sind.

KULTUR

10 Sklave einer Formel

Der teuerste Bond aller Zeiten verlässt sich auf Altbewährtes und bietet erschreckend wenig Originelles.

11 Auf großer Fahrt

Mark Twain schreibt nicht nur Abenteuergeschichten sondern Satire über die Fehler einer Gesellschaft.

12 Angewandter Pop-Nihilismus

Eric Jarosinski twittet unter @NeinQuarterly und verkauft Nichts.

STADT

14 Schröter, bleib bei deinen Leisten

Oberbürgermeister Dr. Albrecht Schröter steht wegen israelkritischer Äußerungen in der Kritik. Warum er nicht zurückrudert.

HOCHSCHULE

16 „Vermittelndes kann auch gut sein“

Der neue Vorstand des Uni-Stura ist komplett. Im Interview berichten sie von ihren Plänen.

IM ERDGESCHOSS

Sportmaschine und Segelflieger: Der Verkehrslandeplatz Jena-Schöngleina verzeichnet die meisten Starts und Landungen in Thüringen. Viel los ist trotzdem nicht.

Den Piloten wünscht Hannes Sohr jeden Tag einen guten Flug, doch selber abheben darf er nicht mehr. Er muss im Erdgeschoss bleiben zwischen Funkgerät und Deutschlandkarte und wenn das Funkgerät rauscht, kneift er die Augen zusammen und schiebt seinen Kopf leicht nach vorne: „Delta Charlie Alpha, fünf Minuten südlich, 2500 Fuß zur Landung.“ Hannes Sohr ist Flugleiter am Flugplatz Jena-Schöngleina.

Draußen: Wind, 12 Knoten. Die Buchen rauschen, Laub weht über die Straße. Der Flugplatz liegt auf einem Plateau, 347 Meter über dem Meeresspiegel. Es gibt eine Asphaltbahn für Starts und Landungen, die Gaststätte „Fliegerhorst“ mit deftiger deutscher Küche, einen ADAC-Rettungshubschrauber und einen Dauercampingplatz.

Heute werden 16 Flugzeuge starten, 17 landen. Die größte Maschine wird eine Cessna 187 sein. Vier Sitze, ein Propeller. Es lohnt sich nur im Sommer, den Tower zu öffnen.

Drinne: Windstille. An den Wänden hängen dutzende Bilder von Sportflugzeugen. Sohr kann jedes Flugzeug seinem Besitzer zuordnen. Er weiß, welche Maschine verkauft wurde und wann die Übergabe war.

Hannes Sohr brüht Kaffee auf. An diesem Tag wird es nur einmal stressig werden. Während er gerade über dem Mittagessen sitzt und sich beschwert, dass es zu deftig ist, findet ein Segelflieger den Flugplatz nicht.

Sohr war sechs Jahre alt als seine Familie nach Jena zog. Seinen Segelflugschein musste er sich anfressen. Mit 14 Jahren wollte er die Ausbildung beginnen, doch er war zu leicht: Mindestens 68 Kilogramm mussten die Schüler wiegen, Hannes Sohr wog 54. Es dauerte noch zwei Jahre bis er ins Cockpit durfte. An seinen ersten Flug erinnert er sich nicht mehr.

Andere Kinder spielten nach der Schule Fußball, Hannes Sohr fuhr zum Flugplatz. Manchmal nahmen ihn die Piloten mit. Er schätzt, dass er über 1200 Stunden am Steuerknüppel saß.

Flug über den Wipfeln

September 1988. Hannes Sohr startet mit einem Kollegen von Gera nach Schönhagen in Brandenburg. Er fliegt voraus, sein Kollege hinterher. Dessen Maschine, eine Antonow An-2 mit einer Spannweite von 18 Metern, muss zur Wartung nach Schönhagen.

Nach 20 Minuten rauscht das Funkgerät: „Militärische Übung. Der Luftraum ist gesperrt.“ Jetzt dürfen sie nicht höher als 50 Meter über dem Boden fliegen. Die Männer beratschlagen sich: Umkehren? Zwischenlanden? Sie drücken die Steuerknüppel nach vorne, fliegen direkt über den Baumwipfeln. So nah am Boden ist die Orientierung schwierig. Flüsse, Straßen und Schienen tauchen erst beim Überfliegen auf.

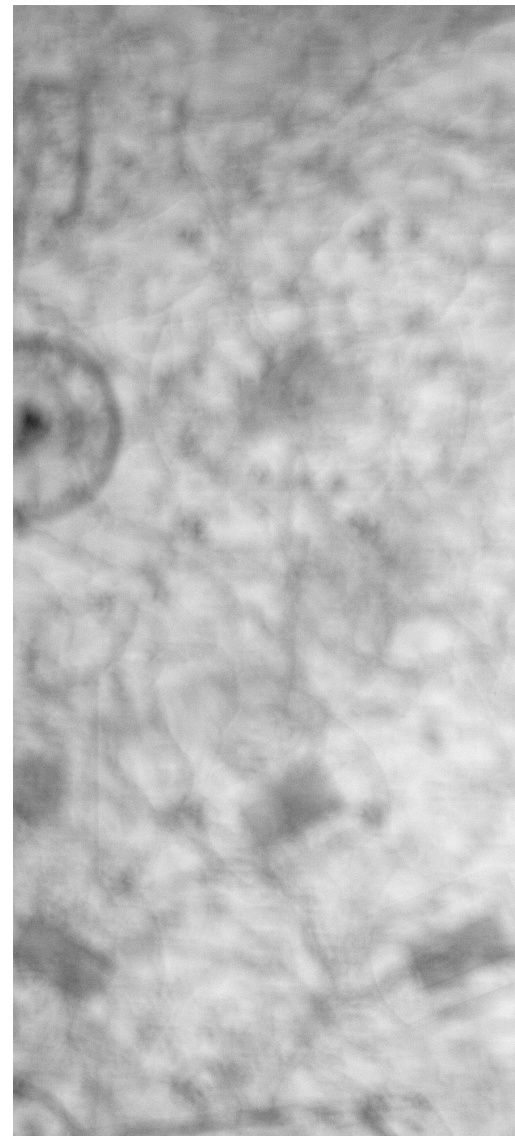
Hannes Sohr hört immer wieder die Funksprüche seines Kollegen: „Tiefer. Du musst tiefer fliegen.“ Sie können nicht nach Sicht fliegen, müssen Kompass und Armbanduhr benutzen. Der geplante Kurs und die ungefähre Geschwindigkeit ergeben Uhrzeit und Ort: In 15 Minuten sollten wir nordwestlich der Elbe sein. Eine Stunde dauert es, bis sie in Schönhagen landen.

Mittagessen in der Flugleitung

Es klopft an der Tür, eine Frau in weißer Schürze bringt das Mittagessen. Bauernfrühstück mit einer Gurke, die in kleine Scheiben geschnitten ist. Das ist Hannes Sohr zu deftig. Er hat seine Nahrung umgestellt, weil er momentan nicht fliegen darf. Das Herz. Deshalb geht er nicht mehr zum Chinesen, kocht nur noch mit Olivenöl und schaut bei der Wurst auf den Fettanteil.

Hannes Sohrs Vater baute im sächsischen Mittweida den Flugplatz auf, sein Bruder war Berufspilot bei der Interflug, der Flugesellschaft der DDR mit klobigem rot-weißen Logo.

Als Hannes Sohr vier Jahre alt war, fuhr er mit seinem Kinderroller fast täglich die Bahnhofstraße in Mittweida herunter. Hinter dem Bahnhof lag der Flugplatz der Stadt. Er schaute sich



die Maschinen an: Segelflieger mit Hammer und Zirkel auf dem Heck und krachende sowjetische Doppeldecker.

Verlorener Flieger

Das Funkgerät rauscht. „Delta – Whiskey Tango Yankee Uniform, 5 Minuten nördlich, 3500 Fuß zur Landung“. Messer und Gabel klirren auf den Teller, Hannes Sohr hastet zum Schreibtisch. Alle Piloten müssen sich fünf Minuten vor der Landung melden, damit der Flugleiter die Flugbewegungen über dem Platz durchgeben kann. In Jena-Schöngleina muss heute niemand eine Warteschleife fliegen.

Hannes Sohr schaut auf die Uhr. Fünf Minuten sind um, doch der Segelflieger meldet sich nicht. Das ist ungewöhnlich, erstmals wird Sohr unruhig. Er steht auf, tritt nah ans Fenster und sucht den Himmel ab.

Dann rauscht es wieder: „Ich sehe den Flugplatz nicht.“ Hannes Sohr nimmt sein Funkgerät und läuft zur Gaststätte. Dort gibt es ein Panora-



Hannes Sohr war 1200 Stunden in der Luft: Fast einen ganzen Monat.
Foto: Lennardt Loß

mafenster. „Ich bin über der A4.“ Die Wolken hängen tief heute, der Himmel ist grau, der Segler nicht zu sehen. Vielleicht fliegt er nördlich des Platzes und hat die A4 mit der B7 verwechselt.

Der Segler gibt seine Koordinaten durch, Sohr schließt die Augen, deutet mit seinen Händen in die vermutete Richtung: „Südwestlich, er fliegt südwestlich.“ Sohr eilt zum Parkplatz, starrt in die Wolkenmassen. Er entdeckt den Segelflieger einige Sekunden, bevor dieser die Landebahn sieht. „Das ist bestimmt ein Schüler“, sagt Sohr und geht zurück ins Erdgeschoss. Er hat Recht.

Der Segelflieger trägt Windjacke und Jeans. Seine Stimme zittert ein bisschen, er spricht lauter, als es in dem engen Raum nötig wäre. Er möchte die Landegebühr bezahlen und braucht eine Unterschrift auf seinem Streckenplan, den er nachher seinem Fluglehrer zeigen muss. Bei dem Wind, sagt Sohr kopfschüttelnd, hätte er ihn nicht losgeschickt.

Nebel in Sachsen

1987. Einen Tag vor Hannes Sohrs Motorflug-Prüfung schickt ihn sein Lehrer auf einen Streckenflug. Er steuert die Maschine alleine. Zwischen Gera und Zwickau verschlechtert sich die Sicht, die Talsperre Koberbach kann er kaum erkennen. Sohr funkt den Flugplatz Jahnsdorf im Erzgebirge an. „Ich sehe nichts, was soll ich machen?“ Die Flugleitung sagt ihm, er solle nach Norden fliegen, um die A4 zu erreichen. In der Fliegersprache nennt man das Aufanglinie. Streng den Kurs halten, irgendwann kommt die Straße.

Der Nebel wird dichter, Sohr sieht bloß die Scheinwerfer der Autos, nicht die Straße. Aber das ist egal, er kann sich auch an den Lichtern orientieren. Die Flugleitung funkt, er solle der Straße bis Sollberg folgen, dann wäre er fast da. Stollberg ist gut zu erkennen, weil vor dem Dorf ein Frauengefängnis steht. Ein wuchtiges, markantes Gebäude. Doch plötzlich klärt sich der Himmel auf. Sohr fliegt nicht über Stol-

berg, sondern direkt zum Flugplatz. Als er landet, kommt sein Fluglehrer auf ihn zugelaufen: „Du fliegst heute nicht mehr!“ Hannes Sohr ist von der falschen Seite aus gelandet.

„Der fliegt zu nördlich!“

Der junge Segelflieger rollt die Startbahn entlang. Hannes Sohr beobachtet ihn auf einem der Bildschirme: „Der muss nach Riesa, wird er hoffentlich finden.“ Das sei eigentlich einfach, wenn man den Kompass richtig einstelle und streng nach Kurs fliege. Dann könne man in 25 Minuten aus dem Fenster sehen und das Band der Elbe sehen.

Der Segler hebt ab. Hannes Sohr steht auf, schaut aus dem Fenster: „Er macht es richtig, fliegt über den Platz.“ Sohr kneift die Augen zusammen: „Nein, der fliegt zu nördlich. Der kommt in Leipzig raus.“ 74 Kilometer zu weit westlich.

Lennardt Loß



Nicht nur unser Model
bekommt Wutanfälle,
wenn es die ganzen
Werbezeitungen sieht.
Foto: Christoph
Worsch

Ich liebe es nicht!

VON: Bernadette Mittermeier

Die Flyerstände ächzen unter ihrer Last aus buntem Papier und vor der Mensa lauern die Promoter. Am Campus gibt es nicht nur immer mehr Werbung, sie wird auch immer aufdringlicher. An manchen Tagen kommt man sich als Studierender vor wie auf einem Touristenbasar.

Wem nützt das wirklich – den Studenten, der Universität oder einzig den Werbern?

Glückwunsch: Versaute Frauen aus deiner Nachbarschaft wollen dich kennenlernen! Du bist unser 10.000 Besucher. Klick hier und gewinne ein iPhone. Freunde von dir mochten diese Seite. Schon von unserem neuen probiotischen Bananenshake gehört?

Adblocker an. Ruhe.

„Guten Tag, wie heißt du?“
„Wie wichtig ist dir Umweltschutz?“
„Höchste Zeit, deine Versicherung zu wechseln!“

Ein Adblocker für die analoge Welt würde seinem Erfinder wohl den Friedensnobelpreis einbringen – endlich keine Verfolgungsjagden mit den ausgebildeten Stalkern der Fundraising-Stände mehr. Wenigstens an der Uni hätte man gerne seine Ruhe.

Hier bin ich Student,
hier kauf ich ein

An einem gewöhnlichen Wochentag liegen hundert verschiedene Flyer und Zeitschriften in UHG, Thulb und den Unigebäuden am Campus aus. Immerhin: Flyer sind leise und lassen sich ignorieren. Ganz im Gegensatz zu den vielen Promotion-Ständen, die den Weg zur Mensa zu einem Spiel machen, mit dem Ziel, möglichst schnell zur Essensausgabe zu kommen, ohne zwischendurch eine Zeitung abonniert oder einen Handyvertrag abgeschlossen zu haben.

Der Pokal für die Nervensäge des Monats geht dabei eindeutig an *Vodafone*, die ihr Aufgebot an Infoständen für zu subtil hielten und deshalb mit einem Megafon und lauter Musik unterstützten. Wer sich völlig demütigen wollte, konnte in einer durchsichtigen Telefonzelle nach herumwirbelnden Telefonnummern greifen. Ein Student bereute seine Entscheidung wohl schnell, an dem „lustigen Gewinnspiel“ teilzunehmen. Minutenlang stand er bewegungslos in der Zelle, umzingelt von Schaulustigen und weißen Papierfetzen.

Bei den potentiellen Kunden rief der Stand wohl eher Verärgerung als Kaufinteresse hervor, zumindest taugt er aber als Experiment, wie viel Fremdscham ein Mensch erträgt.

3...2...1...meins!

Studierende sind der feuchte Traum der Marketing-Experten. Sie bestimmen Trends und haben ein Durchschnitts-Nettoeinkommen von 812

Euro, das sie großzügig für Kinobesuche und Kneipenabende verpulvern. In Deutschland gibt es einige Firmen, die sich als Vermarkter darauf spezialisiert haben, an Hochschulen Werbung zu machen. Das ist erst seit 1996 erlaubt, als das Hochschulrahmengesetz novelliert wurde.

*„Gute Werbung
ist wie ein guter
Caipirinha:
ziemlich süß,
so dass man
nicht merkt,
wie viel Alkohol
drin ist.“*

Fred Rodrigues

Vermarkter haben die neuen Jagdgründe schnell für sich besetzt. Eine Gruppe dagegen profitiert kaum: die Hochschulen. Weil deren Verwaltungen genug zu tun haben, läuft der Verkauf von Werbeflächen nur nebenher oder über Unternehmen, die den Großteil der Gewinne einstreichen.

Mit fünf Mark sind Sie dabei!

Ein Quadratmeter Werbefläche kostet auf dem Jenaer Campus 2,90 Euro täglich, die Unternehmen müssen für mindestens 50 Euro pro Tag buchen. Das ist weniger als auf dem Jenaer Flohmarkt, wo die Standmiete pro Quadratmeter 10 Euro beträgt.

So ist es nicht verwunderlich, dass die Gelder aus der Stellplatz-Vermietung an Unternehmen nur 0,003 Prozent der Gesamteinnahmen der FSU ausmachen. Letztes Jahr war das die verschwindend geringe Summe von rund 6.700 Euro.

Lohnt sich das überhaupt? Diese Frage stellt sich in Zeiten von Kürzungen und chronischer Unterfinanzierung kaum: Jeder Euro zählt. Es drängt sich allerdings der Eindruck auf, dass die Uni ihre Werbeflächen für ein Taschengeld verscherbelt.

Geiz ist geil

Andere gehen da geschickter vor: In Hamburg zum Beispiel gibt es eine

Ausgründung der Universität, die für die Werbung zuständig ist. So konnte sie ihre Gewinne in sechs Jahren um mehr als das 71-fache steigern, 2008 nahm sie über eine Millionen Euro ein.

Nun bestehen in Hamburg natürlich andere Bedingungen als in Jena, allein wenn man die mehr als doppelt so hohe Studierendenzahl bedenkt. Trotzdem ist das eine Gewinnsteigerung, die zu einem Anruf in Hamburg motivieren könnte. Wenn schon Werbung, dann richtig!

Nichts ist unmöglich

Besonders wählerisch ist die FSU nicht, was ihre Werbepartner angeht. Hier bestimmen die Universität und das Studentenwerk, wer werben darf, je nachdem wem das Gebäude gehört. Beide haben dasselbe Kriterium: „Die Bedingung ist, dass ein Vorteil für die Studierenden besteht“, erklärt Dr. Renate Adam, die Leiterin des Präsidialamtes.

Eine recht vage Eingrenzung, denn großzügig ausgelegt brauchen Studierende eben das zum Leben, was alle anderen Menschen auch brauchen. Das wiederum schließt kaum ein Unternehmen aus. „Wenn ein Biomarkt zum Beispiel eine Rabatt-Woche für Studierende starten würde, dürfte er auch werben“, so Adam.

Keine Macht den Drogen

Konsequent ausgeschlossen werden letztlich nur Gruppen, die für eines der folgenden Themen werben: Gewalt, Religion, Politik (also zum Beispiel Parteien), Pornographie, die Rüstungsindustrie oder Alkohol, Tabak und andere Drogen. Wahlkampf-Kampagnen sind also nicht zu befürchten und die Hoffnung auf Freibier muss hier enttäuscht werden. Der von Jahr zu Jahr zunehmenden Masse an Flyern und Werbeaktionen tut das allerdings keinen Abbruch.

Auch einige Orte sind ausgeschlossen, in den Speisesälen zum Beispiel darf nur Informationsmaterial der Mensen oder des Sturas liegen.

„Wir merken, dass die Konkurrenz um Aufmerksamkeit auf dem Campus stark zunimmt“, erzählt Juliane Abel. Sie ist eine der vier Vorstandsmitglieder der *Goldenen Zwanziger*, Jenas studentischer Werbeagentur.

Die Goldenen Zwanziger sind eine deutschlandweite Besonderheit, weil sie einen deutlich höheren Umsatz er-

wirtschaften als vergleichbare studentische Agenturen.

Seit ihrer Gründung 2003 gehört die Hauptwohnsitzkampagne zu ihren Projekten, ein Auftrag der Stadt Jena. Im Büro in der Kahlaischen Straße stapeln sich Feuerwehrhelme, Hüte und Krönchen als Erinnerung an vergangene Kampagnen auf den weißen Bücherregalen.

Dieses Jahr warben studentische Promoter in Rennfahreruniform und mit Carrera-Bahn auf dem Campus um potentielle Jenaer Bürger. „Nicht jeder war davon begeistert“, erzählt Juliane. Neben vielen positiven Rückmeldungen habe es auch einige Studierende gegeben, die gereizt reagierten.

Sie und ihr Kollege Eduard Frantz haben dafür teilweise Verständnis, schließlich sind die beiden als Master-Studenten genauso von der Werbeflut auf den Unigeländen betroffen und oft genervt, wie aufdringlich manche Promoter sind.

Gute Werbung muss für die beiden „smart“ sein, wie Eduard es ausdrückt, es also schaffen, dass die Leute von selbst neugierig werden.

Ich bin doch nicht blöd

„Vor allem die Erstis werden am Anfang des Semesters mit Angeboten zu geballert“, meint Eduard. Dieses Jahr war das nicht nur die Erstwohnsitzkampagne und der Vodafone-Stand, sondern auch der *Markt der Möglichkeiten* und das Food-Festival *City Visi-*

on. „Wenn dieser Trend so weiter geht, müssen wir unser Konzept anpassen und überlegen, wie wir in Zukunft werben wollen“, fasst Juliane zusammen.

Ein Banner aufhängen, das reicht schon längst nicht mehr, um die Auf-

„Sag meiner Mutter nicht, dass ich in der Werbung arbeite. Sie glaubt, ich bin Pianist in einem Bordell.“

Jacques Séguéla

merksamkeit der reizüberfluteten Studierenden zu gewinnen.

Da weiß man, was man hat

Auch das Studentenwerk Thüringen will sein Konzept überarbeiten. Hier entscheidet bisher der Verwaltungsrat, wer werben darf. Darin sitzen auch drei Studierende und bestimmen mit, wer Plakate aufhängen und Litfaßsäulen dekorieren darf. In Zukunft soll diese Aufgabe eine Firma für ganz Thüringen übernehmen, das Studentenwerk kümmert sich aber weiterhin

um die Foyervermarktung.

Das Studentenwerk verlangt etwas mehr als die Universität, kleinere regionale Unternehmen zahlen 100 Euro pro Tag, überregionale 200.

Jens Winkler vom Studentenwerk Thüringen stimmt zu, dass das immer noch sehr günstig ist. Auf das Geld sei das Studentenwerk aber angewiesen: „Unsere Energie- und Personalkosten steigen von Jahr zu Jahr“, erklärt er. „Die Alternative wären höhere Semestergebühren, höhere Preise oder höhere Zuschüsse durch den Freistaat.“ Mit dem neuen Konzept soll sich die Werbung nun aber mehr lohnen, 30.000 Euro Einnahmen sind für das nächste Jahr geplant. Zum Vergleich: Vom Land Thüringen erhält das Studentenwerk jährlich etwa fünf Millionen Euro.

Ein werbefreier Campus, das bleibt der Wunschtraum genervter Studierender, der nur in Stura-Sitzungen ernsthaft diskutiert wird. Wer genug hat muss trotzdem nicht tatenlos rumsitzen, sondern kann die Seiten wechseln: Möchtegern-Mad-Men des 21. Jahrhunderts können sich am Fragebogen der Goldenen Zwanziger versuchen.

Eine der Fragen lautet: „Welche aktuelle oder ältere Kampagne findest Du strategisch sauber und kreativ exzellent?“

Wer diese Frage beantworten will, sollte sich nicht gerade am Campus umsehen.

So enden die meisten
Flyer: als Müll.
Foto: Christoph
Worsch



„NICHTS ZU VERSCHENKEN“

Professor Gianfranco Walsh unterrichtet Marketing an der Universität Jena. Er erklärt, was Studierende für Werber so interessant macht und wieso die Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Universitäten nicht zwingend schlecht sein muss.

Warum sind ausgerechnet Studierende für Werber so interessant?

Grundsätzlich will die Werbewirtschaft ja Produkte und Zielgruppen zusammenbringen. Studierende haben zwar unterschiedliche Fächer, gestalten ihre Freizeit individuell und sind politisch unterschiedlicher Meinung. Dennoch sind sie eine vergleichsweise homogene Zielgruppe.

Was macht diese Zielgruppe aus?

Studierende sind meistens zwischen 18 und Ende 20 und haben viel Freizeit. Sie haben oft eine ähnliche Affinität für bestimmte Produkte und Dienstleistungen. Außerdem fungieren sie als sogenannten Multiplikatoren.

Multiplikatoren?

Stellen Sie sich vor, Sie vermieten als erster in Ihrem sozialen Umfeld ihre Wohnung über *Airbnb* und empfehlen diesen Service weiter. Durch ihre Bildung und Innovationsfreude werden sie zu einer Art Markenbotschafter. Außerdem verfügen Studierende über enorme Einkommenspotentiale. Wenn es Unternehmen gelingt, Studierende früh an sich zu binden, werden sie mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in Zukunft diese Marke kaufen.

Wie genau funktioniert das?

Finanzdienstleister etwa werben gezielt an Universitäten. Sie bieten Studierenden Einstiegsangebote für Versicherungen an, weil sie damit rechnen, dass Studierende später, wenn sie Karriere machen, weitere Produkte aus dem Portfolio des Finanzdienstleisters nachfragen werden.

Dann profitieren doch beide Parteien von der Werbung auf dem Campus?

Natürlich zahlen Studierende zunächst weniger, aber man muss das Kalkül verstehen. Unternehmen haben nichts zu verschenken. Wenn diese Studierende Kunden bleiben, haben sie später eine höhere Profitabilität für das Unternehmen.

Die Werbung auf dem Campus nimmt zu. Sie wird persönlicher, aufwändiger und kurzum: professioneller.

Das liegt daran, dass es heute so viele Studierende gibt. Laut Statistischem Bundesamt sind es aktuell etwa 2,7 Millionen, deren Einkommen über 25 Milliarden Euro beträgt. Bei solchen Zahlen lohnt es sich für jedes Unternehmen, diese Gruppe speziell anzusprechen und dafür eigens Stellen für Campusmarketing zu schaffen.

Gibt es für Sie als Wissenschaftler eine moralische Grenze, ab der Sie die Freiheit der Lehre in Gefahr sehen? Können Sie sich etwa ein Red-Bull-Seminar für Marketing vorstellen?



Professor Gianfranco Walsh
Foto: Privat

Ein Sponsoring ist meist von den Universitäten selbst initiiert. Das machen sie in der Regel, wenn Finanzierungslücken auftreten. Man muss sich fragen, wie diese Situation entstehen kann. Da würde ich die Ursachenkette bis zum Anfang verfolgen und nicht zuerst den Unternehmen die Schuld geben.

Kann man von einer Kommerzialisierung der Universitäten sprechen?

Heute ist alles kommerzialisiert. Die Frage ist, was Sie darunter verstehen.

Einen Ausverkauf.

Dem würde ich nicht zustimmen. Einen in Teilen stärkere Kooperation, die zur Konsequenz hat, dass ein Unternehmen namentlich am Campus zu sehen ist – das ist Realität. Aber Kommerzialisierung im Sinne eines Ausverkaufs, davon sind wir weit weg.

Wie stehen Sie selbst zur Zusammenarbeit von Wirtschaft und Universität?

Moralisch fragwürdige Unternehmen sind tabu. Abgesehen davon ist jedes Unternehmen, das mit uns zusammenarbeiten möchte, hochwillkommen, um praxisorientierter ausbilden zu können.

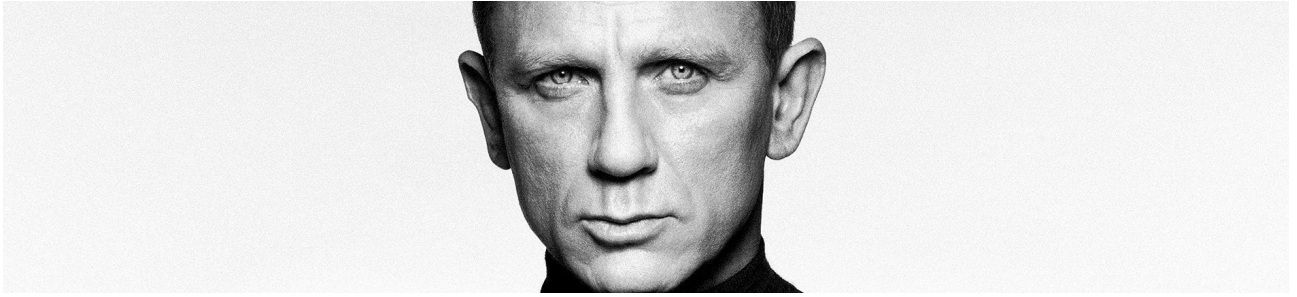
Auch als Werbepartner?

Nein, als Forschungspartner, der unsere Kriterien von Forschung anerkennt. Der Ressourcen oder Daten beisteuert, während wir das analytische Know-How beitragen. Als ich in Glasgow unterrichtet habe, haben wir am Lehrstuhl bewusst den Kontakt zu Unternehmen gesucht. Wir wollten wissen, ob das, was wir unterrichten mit dem kompatibel ist, was Mitarbeiter heute können müssen. Da gab es sicherlich eine Beeinflussung – aber die war von uns initiiert. Wir waren und sind keine Marketingpartner. Mit Verlaub, dafür sind wir uns zu schade.

Das Interview führte Tarek Barkouni

SKLAVE EINER FORMEL

Sein Name ist Craig.
Daniel Craig
Foto: SonyPictures



Was Bondfilme schon immer ausmachte, zieht auch dieses Mal: Frauen, Exotik und Alkoholismus mit Stil. Originelles bietet Spectre dagegen nicht.

Spectre ist kein Film, der einfach nur beginnt. Er explodiert. Die Eingangsszene, in der Bond Mexico City zerlegt, ist zweifellos die beste Actionsequenz des Kinojahres. Was folgt, ist so leicht bekömmlich wie fettarme Hühnerbouillon – geschmackvoll, aber ohne Substanz. Dafür wenigstens mit bewährten Zutaten.

Schnelle Autos, exotische Locations, Saufen in Lederjacke und Sonnenbrille, dafür ohne Kater – das zuverlässige Skelett jedes Bondfilms stützt auch Spectre. Die Formel funktioniert auch im mittlerweile 24. Aufwasch. Die Musik ist ebenso perfekt komponiert wie die Bilder. Das Timing der, erschreckend slapstickhaften, Gags sitzt. Doch ist in diesem Film alles so dermaßen glatt, dass die Überraschungen ausbleiben. Die Formel hat nun einmal keinen Platz für unbekannte Variablen.

Spectre, seit Anfang November im Kino, ist der vierte Film mit Daniel Craig als Geheimagent James Bond. Nach dem brillanten *Skyfall* ist es bereits der zweite Film, bei dem Sam Mendes Regie führte. Dieses Mal muss Bond die

zweilichtige Organisation Spectre aufhalten, die ihren Einfluss nutzen will, um die Geheimdienste der Welt zu infiltrieren. Ohnehin beschäftigt sich der Film ausgiebig mit Bonds Arbeitgeber. Dort wird diskutiert, ob das MI6 noch Agenten am Abzug braucht. Dem Doppelnulldprogramm droht das Ende, in Zukunft sollen Drohnen die Drecksarbeit machen. Macht die totale Überwachung die Männer im Dunklen überflüssig? In diesem Film wird es existenziell für Bond.

Sein Gegenspieler, der Bösewicht Franz Oberhauser, gespielt von Christoph Waltz, ist enttäuschend. Waltz spielt, wieder einmal, die Rolle des irren österreichischen Charmeurs. Doch Oberhauser kommt als Bösewicht überhaupt nicht zur Geltung, dafür ist er zu selten zu sehen und wenn doch, nur wenig präsent. Weder ist er ein intellektuelles Genie noch ein furchteinflößender Psychopath. Und vor allem hat Oberhauser kein Ziel, kein nachvollziehbares Motiv. Daniel Craig dagegen hat offenbar keine große Lust mehr, Frauen zu verführen und im Sportwagen durch Innenstädte zu heizen. Er spielt routiniert runter, was es zu spielen gibt. Auch Bonds verletzte Seite und dessen neue Nachdenklichkeit. Pflicht erfüllt. Ohne Tadel, ohne Kür.

Bei den Nebenfiguren schlampft mehr das Drehbuch. Mr. Hinx, dem langweiligen, weil Bond lediglich in Muskelkraft überlegenen, Hilfsschergen von Oberhauser, wird zu viel Zeit auf der Leinwand gewährt. Bonds bissiger Vorgesetzter M (Ralph Fiennes) oder die großartigen Monica Bellucci als Witwe eines hochrangigen, von Bond liquidierten, Spectre-Mitglieds, kommen zu kurz. Und apropos Bondgirls. Wer hat die scheußliche Garderobe für die bezaubernde Léa Seydoux verbochen, die sie ungewohnt bäuerlich wirken lässt? Wenigstens passt das zu ihrer holzschnittartigen Rolle als pseudotoughe Ärztin Madeleine Swann, die ständig wirkt, als sei beim Pfingstausflug der Metzgergewerkschaft falsch abgebogen und aus Versehen in die Geschichte geraten.

Trotz liebevoller Anspielungen an Bondfilme der Sechzigerjahre, wie *Man lebt nur zweimal*, in dem Bond mehrfach gegen die Geheimorganisation kämpfte, ist dem Film eine überzeugende Übersetzung in die Gegenwart gelungen: Spectre, die Datenkrake. Der Film selbst ist nur die hübsche Verfilmung dieser Phrase als actionreicher Agententhiller, der sich allzu devot der Serienformel unterwirft.

Niclas Seydack

IMPRESSUM

AKRÜTZEL – gegründet 1990 und herausgegeben von den Studierendenräten der FSU und EAH – erscheint während der Vorlesungszeit alle zwei Wochen donnerstags. Redaktionssitzungen sind öffentlich und finden jeden Dienstag um 19:00 Uhr im Akrützel-Büro (UHG, Fürstengraben 1) statt.

Redaktionsschluss der kommenden Ausgabe: 26. November 2015

Das Akrützel Nr. 350 erscheint am: 03. Dezember 2015

Druck: Schöpfel Weimar
Verteilte Auflage: 4.500

Chefredakteur (V.i.S.d.P.):
Tarek Barkouni

Titelfoto: Christoph Worsch
Schweineillustration: Martin Emberger
Satz und Gestaltung: Tarek Barkouni
Lektorat: Frederike Matthäus

Redaktionsmitglieder:

Tarek Barkouni, Sebastian Danz, Anna-Sophie Heinze, Dirk Hertrampf, Corinna Hofmann, Lisa Laibach, Annika Lobeck, Lennardt Loß, Bernadette Mittermeier, Lynn Neubert, Anna-Lena Prutscher, Christoph Renner, Niclas Seydack, Christoph Worsch, Sandra Vogel

Adresse: **AKRÜTZEL**, Friedrich-Schiller-Universität, Fürstengraben 1, 07743 Jena
Telefon: 03641-930991
E-Mail: redaktion@akruetzel.de
Internetseite: www.akruetzel.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Redaktionsmeinung entsprechen. Für unverlangt eingesendete Manuskripte besteht keine Veröffentlichungspflicht. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Anonyme Einsendungen landen im Papierkorb. Den Mitgliedern der Redaktion ist die Wahl zwischen generischem Maskulinum und Binnen-I freigestellt. Das verwendete generische Maskulinum gilt für alle Geschlechter.

AUF GROSSER FAHRT

In dieser Serie widmen wir vermeintlichen und echten Meisterwerken Liebeserklärungen und Hasstiraden. Diesmal: Mark Twains *Die Abenteuer des Huckleberry Finn*

Viele werden als Kinder mit Stöcken bewaffnet, die natürlich Schwerter waren, durch den Wald gezogen sein und die größten Abenteuer erlebt haben. Spaziergänger mit Hunden wurden zu gefährlichen Jägern, vor denen man flüchtete, bis man vor einem unüberwindlichen Abgrund (oder einem fast ausgetrockneten Bächlein) kapitulieren musste und ergeben nach Hause zum Abendessen ging.

Huckleberry Finn, der Hauptfigur aus Mark Twains Roman *Die Abenteuer des Huckleberry Finn* von 1884, reicht das nicht.

Er will mit seiner Räuberbande, angeführt von seinem besten Freund Tom Sawyer, richtige Heldentaten begehen. Nicht nur Marktfrauen nachjagen, deren Waren angeblich Gold und Edelsteine sind und für ihn doch Kohlköpfe bleiben.

An dieser Stelle offenbart sich Hucks Naivität. Tom Sawyer führt das nur auf die Fantasielosigkeit seines Freundes zurück. Stattdessen neigt Huck einfach dazu alles wörtlich zu nehmen, was häufig die Komik des Romans ausmacht: Zwei christliche Frauen bringen ihm bei zu beten, da Gott allen gibt, worum sie bitten. Huckleberry wünscht sich deshalb Angelhaken und kann nicht verstehen, warum ihm am Ende doch nur eine kaputte Angel bleibt.

Aus zerrütteten Verhältnissen

Da seine Mutter tot ist und sein Vater ein Säufer und verschwunden ist, kommt er bei den beiden Frauen unter, die ihn auch zivilisieren wollen.

Am Anfang des Romans fragt man sich, wie die Unangepasstheit eines Straßenjungen und seine Streiche sich zu einer Geschichte verdichten sollen, die schon Ernest Hemingway als Ursprung der modernen amerikanischen Literatur bezeichnete.

Dann kehrt Hucks Vater zurück und der Roman beginnt Fahrt aufzunehmen.

Huckleberry flieht vor ihm und trifft auf einen weiteren Ausreißer: den Sklaven Jim. Zusammen schippern sie auf einem Floß den Mississippi hinunter, beide auf der Suche nach ihrer persönlichen Freiheit. Huck will das langweilige Leben in der Stadt hinter sich lassen und Jim einen fortschrittlicheren Bundesstaat erreichen, in dem Schwarze als gleichwertige Menschen behandelt werden und nicht als Besitz der Weißen, wie es zu dieser Zeit in Teilen Amerikas üblich war. Auch Huckleberry zweifelt anfangs daran, ob er dieses vermeintliche Eigentum eines anderen stehlen und ihm zur Flucht verhelfen darf.

Nach ihren gemeinsamen Abenteuern ist Jim ihm jedoch ein guter Freund geworden und seine Meinung verändert sich langsam.

Alle Menschen sind gleich

Das zeigt sich auch an der Sprache, die er verwendet. Kritiker bemängelten die oft zu vulgäre Umgangssprache, vor allem wegen der Verwendung des Wortes „Neger“, die Huck jedoch ablegt, je besser er Jim kennen lernt.

Der Junge bestimmt für sich selbst, was richtig und falsch ist und schafft es dadurch, seine Vorurteile zu überwinden.

Er erkennt, anders als die erwachsenen Figuren, die sich durch ihre Verdorbenheit auszeichnen, dass alle Menschen gleich behandelt werden sollten, ungeachtet ihrer Hautfarbe.

Das ist der Kern des Romans, der nicht nur Abenteuergeschichte sein will, sondern auch Gesellschaftskritik.

Das Buch ist umstritten und war an vielen Schulen lange Zeit verboten, weil Twain Rassismus vorgeworfen wurde. Er will jedoch genau das Gegenteil erreichen und benutzt die realistische Sprache als Mittel, um die Fehler dieser Gesellschaft zu entlarven. Um das zu bemerken, muss man natürlich den satirischen Charakter des Buches erkennen. Trotz der durchaus pessimistischen Sicht auf die Menschen, wird der Roman durch Huckleberrys arglose Reaktionen auf alle Widrigkeiten, denen er begegnet, sehr humorvoll. Die Verbindung dieser Eigenschaften macht den Roman so lesenswert.

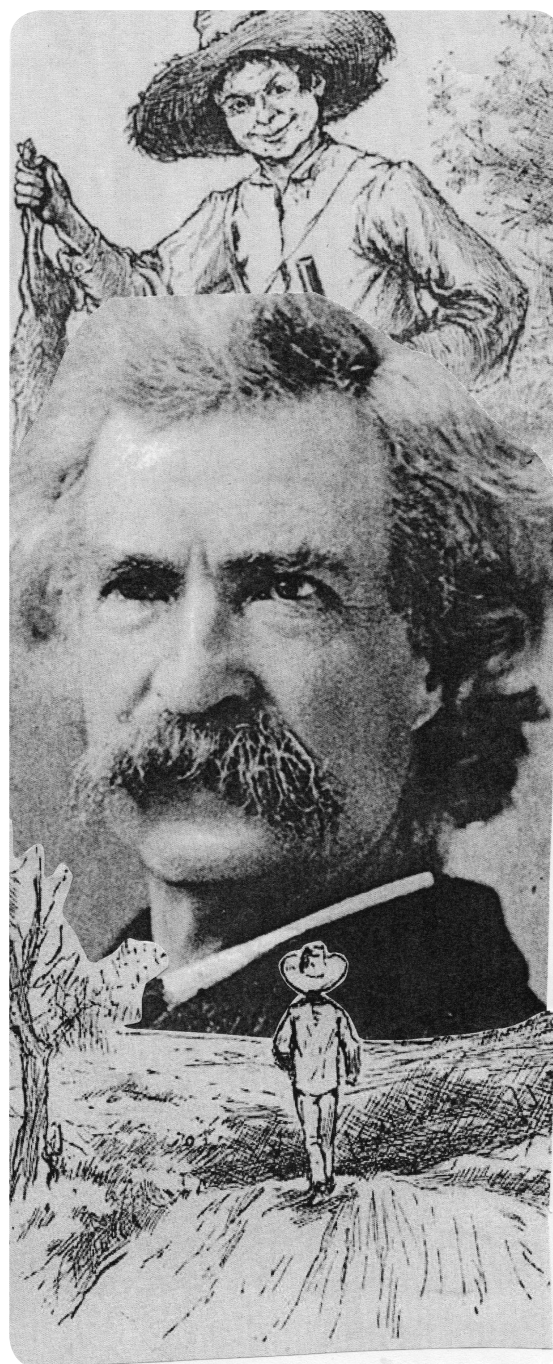
Am Ende des Romans wird Jim gefangen genommen und Huckleberry schmiedet mit seinem Freund Tom Sawyer einen aberwitzigen Plan, um ihn zu befreien.

Dazu müssen Tunnel gegraben, Inschriften mit dem eigenen Blut geschrieben und Strickleitern in Pasteten zu Jim geschmuggelt werden, um die Flucht perfekt zu machen.

Im Grunde gar nicht nötig, Tom wollte diesmal nur nicht auf sein richtiges Abenteuer verzichten.

Mit dem Strohhut den Mississippi hinunterschippert.
Collage: Bernadette Mittermeier

Hanna Seidel



ANGEWANDTER POP-NIHILISMUS

Eric Jarosinskis nihilistisch-satirische Aphorismensammlung Nein. Ein Manifest ist witzig, klug und originell. Das Buch zu kaufen, lohnt sich trotzdem nicht.

@NeinQuarterly rät:
„Go read a tweet.“
Dem können wir uns
hier nur anschließen.
Bild: Fischer Verlag

Aphorismen waren eigentlich schon tot, verdammt dazu, ihr Dasein als Kalendersprüche zu fristen. Dann kam Twitter. Halb Klowand des Internets, halb Plattform für alle Selbstdarsteller und 15-Minuten-Berühmtheiten, bietet die Beschränkung auf 140 Zeichen die besten Bedingungen, die Kunst des prägnanten und pointierten Formulierens zu Höchstformen anzutreiben. In einer Person hat diese Kunst nun ihren Meister gefunden: Eric Jarosinski, oder wie er auf Twitter heißt: @NeinQuarterly.

Der amerikanische Germanistik-Professor hat es mit seinen Tweets geschafft, zur Kultfigur der Social Media zu werden, zudem veröffentlicht er inzwischen regelmäßig in der *Zeit* und hat nun ein Buch herausgebracht: *Nein. Ein Manifest*. Darin sind einige seiner besten Aphorismen gesammelt.

Bekannt gemacht hat ihn die Kombination aus klugen Wortspielen und intellektuellen Anspielungen, gemischt mit einer ordentlichen Prise Popkultur. Unter dem Hashtag #TheNihilist Dictionary definierte er Postmodernismus zum Beispiel als „Never meeting

a cat you didn't already know from the Internet.“

Sein Stil erinnert an Oscar Wilde, seine Philosophie an Adorno. Obwohl Jarosinski selbst zugibt, dass Adorno Twitter vermutlich gehasst hätte.



Jarosinskis Lieblingsthema ist die deutsche Sprache, was vermuten lässt, dass sich unter seinen über 121.000 Followern einige Germanistik-Nerds befinden.

Aber nicht nur für die ist NeinQuarterly interessant und vor allem unterhaltsam zu lesen. Mit seinem humorvollen Widerstand gegen Pflicht-Optimismus und Selbstoptimierungs-Kult liegt er im Trend und stellt sich gleichzeitig gegen ihn.

Dabei macht er sich auch über sich selbst lustig: „If *Zeit* is on your side, Geist probably isn't.“

Deutschland kennt Jarosinski gut, er hat in Bonn, Frankfurt, Freiburg und Berlin studiert. „Nein“ sei die erste Antwort, mit der man in Deutschland rechnen muss, deshalb auch der Name seines Twitter-Accounts. Zuvor hatte er einen Account unter dem Namen @ShitGermansSay, zum akademischen Anspruch seiner Aphorismen passt der neue Titel NeinQuarterly allerdings deutlich besser.

Neben der Spalte in der *Zeit* und seinem neuen Buch vermarktet Jarosinski sich auch auf für ihn sehr konsequente Weise: Auf seinem Blog können ihm Fans Geld überweisen. Das Produkt: Nichts. Seine Anhängerschaft zahlt trotzdem gerne; das nennt man wohl angewandten Pop-Nihilismus.

Im *Manifest* findet sich eine Auswahl seiner Zitate, minimalistisch wie Gedichte gelayoutet. Sie sind alle ausgesprochen lesenswert, trotzdem kann man sein Geld genauso gut für das Nichts ausgeben, das Jarosinski auf seinem Blog anpreist. Tweets in Buchform sind nur für Menschen eine sinnvolle Anschaffung, die sich immer noch ihre Mails ausdrucken.

Bernadette Mittermeier

„*Nein. Ein Manifest*“
von Eric Jarosinski
Fischer Verlag, 12,99 Euro

GEWINNSPIEL

Emojis. Pixeliger Alptraum der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Kommunikationsmittel Nummer Eins der Generation Smombie.

Dabei können die putzigen Bildchen ganze Geschichten erzählen. Wenn auch eher in sphinxhafter Verschlüsselung.

Welche drei Filme suchen wir hier?

Unter allen Antworten verlosen wir zwei Tickets für die Aufführung des Filmklassikers Die Feuerzangenbowle im Hörsaalkino inklusive eines Knabberpakets und einer 10er Getränkekarte.

Schreibt uns an redaktion@akruetzel.de



WIR SIND AUF DER SUCHE NACH NEUEN TEILZEIT-ALLROUNDERN!

Du möchtest etwas Sinnvolles beitragen? Dich für die Studierendenschaft engagieren? Ein fancy freshes Stura Mitglied werden?

Dann bewirb dich noch heute! Bei Fragen kommt einfach im Servicebüro vorbei:

Mo: 14-16 Uhr / Do: 12-14 Uhr.

Referent*in für Gleichstellung

Das Referat für Gleichstellungspolitik setzt sich für die Gleichstellung der Geschlechter ein, arbeitet gegen die Benachteiligung von Studierenden mit Kindern, von älteren Studierenden und Studierenden mit Erkrankungen. Zudem sind die Themen Homophobie, Heteronormativität und Sexismus ein kontinuierliches Betätigungsfeld. Du organisierst interessante Informationsveranstaltungen sowie Ausstellungen und wirkst in den mit Gleichstellung befassten Gremien der Universität mit.



DRINGEND: Kulturreferent*in

Du interessiertst dich für Kultur? Hast Spaß am Organisieren und besitzt eine kreative Ader?

Dann bist du hier genau richtig! Das Kulturreferat des Stura sucht neue Leute, die Lust haben, sich kreativ auszutoben.

Politische Diskussionen? Partys der besonderen Art? Ausgefallene Kunst? Theaterstücke? Flashmobs? Alles kein Problem. Als Referent*in kannst du das kulturelle Leben auf dem Campus mitgestalten und hast die Möglichkeit, praktische Kulturarbeit in all ihren Facetten kennen zu lernen.

Foto: Lea M.

*****Anmeldung zum News-Ticker*****
Ihr interessiert euch, was es Neues beim Stura gibt? Aktuelle Aktionen, welche Events anstehen und auf welche Missstände an der Universität hingewiesen werden? Dann trage dich auf der offiziellen Mailingliste „Stura-Liste“ ein! Die Anmeldung findest du unter: **www.stura.uni-jena.de**

Der Stura braucht Verstärkung. Wir suchen:

Referent*in für Informationstechnologie

Du lebst und liebst Informationstechnik und möchtest praktische Erfahrungen für deinen weiteren Berufsweg sammeln? Dann bewirb dich als Referent*in für die IT-Abteilung des Stura!

Deine Aufgaben sind unter anderem der Einsatz für Verbesserungen der IT an der FSU Jena, Unterstützung von Open-Source-Projekten und Aufklärung zu IT-sicherheitsrelevanten Themen, insbesondere Verschlüsselung der Kommunikation.

Wir freuen uns natürlich auch über neue und frische Ideen!

Referent*in für das Referat Queer-Paradies

Das Referat dient der Schaffung von Räumen für Menschen jenseits heteronormativer Selbst-Definitionen, Beziehungsformen und Lebensstilen. Du kannst dich damit identifizieren? Dann komm ins Paradies! Als Referent*in koordinierst du entsprechende Projekte und organisierst die referatsinterne Arbeit, weshalb du daher Interesse an queerer Arbeit und Sensibilität im Umgang mit queeren Identitätskonzepten mitbringen solltest und hast die Möglichkeit, praktische Kulturarbeit in all ihren Facetten kennenzulernen.

Referent*in für studierende Eltern

Das Referat ist die Anlaufstelle für alle Studierenden mit Kind oder Kinderwunsch bei Fragen zum Studium, Behördengängen und außer-universitären Angelegenheiten (Betreuung) in Kooperationen mit dem Studentenwerk Thüringen und dem Familienbüro der Hochschule.

Du arbeitest an interessanten Projekten, hast einen guten Draht zu Menschen und möchtest dich auch für die Sensibilisierung für nicht traditionelle Familienbilder einsetzen und arbeitest eng mit dem Referat für Soziales sowie dem Gleichstellungsreferat zusammen.

WEITERE STELLEN FINDET IHR AUF WWW-STURA.UNI-JENA.DE

Rückfragen unter: 03641 - 93 09 98 oder im Servicebüro, am Ende der Cafeteria (Montag 14-16 Uhr oder Donnerstag, 12-14 Uhr)

Deine Bewerbung (Motivationsschreiben und Lebenslauf) bitte bis zum 25. November 2015 an: vorstand@stura.uni-jena.de

SCHRÖTER, BLEIB BEI DEINEN LEISTEN

Der Jenaer Oberbürgermeister Dr. Albrecht Schröter wollte eine bundesdeutsche Debatte über die deutsche Israelpolitik anstoßen, sagt er. „Was soll das“, fragen andere. Und werfen ihm vor, Antisemitismus zu befördern.

„**Adolf im Rathaus**“, „fucking nazi“, so klingen Zitate aus Mails an den Jenaer Oberbürgermeister Albrecht Schröter.

Seine Mitarbeiter würden ihm Mails mit solchen Inhalten schon gar nicht mehr zeigen, erzählt er. Die Augen Albrecht Schröters sind aufgerissen, er klopft sich mit der Faust auf die Brust: „Wenn ein Jude auf der Straße erschossen werden soll, dann würde ich mich doch dazwischen stellen.“ Er sei sicher kein Antisemit. 2011 erhielt er in Berlin den *Preis für Zivilcourage gegen Rechtsradikalismus, Antisemitismus und Rassismus* vom Förderkreis *Denkmal für die ermordeten Juden Europas*.

Am 17. September fand eine Pressekonzferenz der Friedrich-Schiller-

Universität zum Thema *International Year of Global Understanding* im kommenden Jahr statt. Schröter sollte als vierter Redner den Beitrag der Stadt beschreiben, dabei hat er einleitend das Thema Flüchtlinge aufgegriffen. Dazu habe er nur kurz eine Bemerkung zu den Fluchtursachen gemacht. In einer Meldung der *Deutschen Presseagentur (dpa)* klang das anders: „Jenas Oberbürgermeister Albrecht Schröter (SPD) hat die Außenpolitik der USA und Deutschlands für die Flüchtlingskrise mitverantwortlich gemacht.“ Deutschland müsse des Weiteren seine Rolle im Nahostkonflikt überdenken, die Bundesregierung toleriere eine Besatzungspolitik Israels. Darauf erhob sich massive Kritik auch aus den Reihen seiner eigenen Partei.

Protest vom Stura-Vorstand
und den Jusos

In Jena formierte sich Protest durch den Vorstand des Uni-Stura („Wir lehnen den antiisraelischen Antisemitismus, der von Albrecht Schröter zum

Ausdruck kommt, ab.“) Die Jenaer Jusos warfen Schröter vor, „in naiver Art und Weise antisemitisches Gedankengut zu fördern.“

Schröter fühlt sich missverstanden. Die Pressemitteilung der dpa sei so formuliert gewesen, als würde er Israel für die Flüchtlingskrise verantwortlich machen. Dabei habe er lediglich die Einflussnahme der USA im Mittleren Osten in den vergangenen Jahrzehnten kritisiert. Den Nahostkonflikt habe er daran anschließend als Exempel für verfehlte Außenpolitik der westlichen Demokratien angeführt.

Aber warum brachte Schröter in seinen Aussagen überhaupt das Thema Flüchtlinge in Zusammenhang mit einer Kritik Israels als „Besatzterstaat“? Tom Speckmann vom ehemaligen Stura-Vorstand meint: „Dieser Umweg ist völlig abstrus. Erst nimmt er die US-Außenpolitik in Haftung, dann zieht er Israel mit hinein. Ich kann nicht nachvollziehen, wie man so eine differenzierte Debatte eröffnen will.“

Der OB selbst meint, seine Aussa-

Jenas
Oberbürgermeister
Albrecht Schröter:
"Eine Debatte
anstoßen." Foto:
Bernadette
Mittermeier



gen hätten aus persönlicher Frustration heraus resultiert. Seit Mitte August sei durch die israelische Armee in der palästinensischen Partnerstadt Jena, Beit Jala, wieder Gebiet enteignet worden, 58 Familien hätten dabei ihr Land verloren. Daraufhin habe er wenige Tage vor besagter Pressekonferenz an Steinmeier, Gabriel, Merkel, Netanjahu und an den israelischen Botschafter geschrieben, um sie bezüglich des Vorgehens der israelischen Regierung gegenüber den Palästinensern zum Handeln zu bewegen. Aber außer einem „Wir betrachten die Entwicklungen mit großer Sorge“, beziehungsweise Schweigen von israelischer Seite, sei nicht reagiert worden.

„Ich spreche aus, was viele denken.“

Dann aber sagt er etwas, das aufhören lässt: auch unter den genannten Adressaten seien Personen gewesen, die seine Ansichten teilen. Aber wer? Steinmeier? Gabriel? Auf konkrete Nachfrage hält er sich zurück. Aber er unterstreicht: „Ich spreche aus, was viele denken.“

Aus Schröters Aussagen kristallisiert sich eine Kernfrage heraus: Wie kann, beziehungsweise wie darf ein Politiker überhaupt Israel kritisieren?

Prof. Norbert Frei, Lehrstuhlinhaber für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Jena, hat darauf eine klare Antwort: „Die Frage ist schon in sich verquer: Selbstverständlich können und dürfen israelische Politiker von deutschen Politikern kritisiert werden. Aber das geschieht ja auch, gerade weil die deutsch-israelischen Beziehungen so eng und vertrauensvoll geworden sind. Vor genau einem halben Jahrhundert wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten aufgenommen. Zu dem Zeitpunkt hätte sich das wohl kaum jemand vorstellen können.“ Den Terminus „Besatzterstaat“, den Schröter verwendet und von dem er bis heute nicht abrücken möchte, sieht Frei kritisch. Er würde den Begriff nicht gebrauchen, da er die einzige parlamentarische Demokratie im Nahen Osten auf ein Element ihrer Politik reduziere.

Bereits knapp zwanzig Mal sei er in Israel gewesen, sagt Schröter. Er be-

richtet von unhaltbaren Zuständen und, wie man klar herausstellen muss, fast ausschließlich vom Leid der palästinensischen Bevölkerung. Das meint auch Josephine Petzold von den Jusos: „Er formuliert seine Israelkritik zu einseitig. Palästina scheint ihm eine Herzensangelegenheit zu sein. Nicht von ungefähr kommt die Tatsache, dass Jena auf der einen Seite in Beit Jala eine palästinensische Partnerstadt hat und auf der anderen Seite keine israelische.“

Das erscheint nicht erstaunlich, redet Schröter von Israel doch gar als „Apartheitsstaat“. Tom vom Stura meint, der OB sei in der Thematik unter anderem durch seine Israelreisen in seinen Ansichten zu subjektiv und dämonisiere das Land in solchen Bemerkungen. Offenbar sei ihm das Leid der Palästinenser so wichtig, dass er das der Israelis darüber vergesse.

Schröter hat sowohl die Jusos als auch den ehemaligen Stura-Vorstand zu sich ins Büro geladen, in diesem Zusammenhang seine Offenheit zur Debatte betont: „Ich behaupte nicht, dass ich in der Thematik die Wahrheit gepachtet habe. Ich bin offen für jede Diskussion.“ An den Standpunkten aller Parteien haben die Gespräche nichts geändert.

„Deutschland macht sich mitschuldig“

Nichtsdestotrotz vertritt er seine Meinung weiterhin mit erstaunlicher Vehemenz, hat seine Israelkritik Mitte Oktober in einem Interview mit der OTZ nochmal erneuert. Woher diese Beharrlichkeit rührt, das traut sich keiner der Befragten wirklich zu beantworten. Schröter entgegnet denen, die ihm Antisemitismus vorwerfen: „Ich kritisiere ausdrücklich nicht das israelische Volk, sondern dessen Regierung.“ Deutschland mache sich mitschuldig für eine humanitäre Katastrophe im Nahen Osten, wenn es Israel weiterhin bedingungslos mit Waffen beliefe. Mehrere Zeitungen, auch dem Akrützel, sagte er: „Ich will eine Debatte anstoßen, das ist meine Absicht.“

Auf die Frage, ob dafür im Moment die richtige Zeit sei, angesichts einer gerade im Osten erstarkenden Rechten, einer zunehmend zu verzeichnenden

retorischen Enthemmung, wenn es um Fremdenfeindlichkeit geht, entgegnet Schröter energisch: „Wann ist der richtige Zeitpunkt? Wenn man einmal selber in Israel war, erkennt man: Es ist schon viel zu spät!“

Doch glaubt er wirklich, eine bundesdeutsche Debatte über den richtigen Umgang mit Israel anstoßen zu können? Warum nimmt er dabei die Gefahr, antisemitische Ressentiments zu schüren, mit Begriffen wie „Besatzter- oder Apartheitsstaat“ in Kauf? Ist es sein Verbundenheitsgefühl mit den Palästinensern?

Dass er antisemitisch denkt, das glaubt niemand, mit dem man sich über den Jenaer OB austauscht.

Letztendlich hat er mit seinen Äußerungen aber keine Debatte über die deutsche Außenpolitik angestoßen, sondern vielmehr eine darüber, ob nun der Schröter aus Jena antisemitisch sei oder nicht.

Als sei ihm Jena zu eng geworden

In einem sind sich Josephine von den Jusos und Tom vom Stura im Übrigen einig, nämlich darin, dass er ein guter OB sei. Von keinem Bürgermeister einer deutschen Stadt vergleichbarer Größe kommen zurzeit derart forschende Worte zum Thema Israel, wie sie seit dem 17. September vom Anger 15 in Jena dringen. Man möchte sagen: Schröter, bleib bei deinen Leisten.

Während Schröter spricht, blickt er einmal länger über den Konferenzisch mit einem Dutzend Stühlen hinweg aus dem Fenster seines Büros. Man kann den Eindruck bekommen, Jena sei ihm zu eng geworden. Ein Kommunalpolitiker, der mit seinen Aussagen über Israel auf die Bundesebene zu drängen sucht.

Wenn er die Hände faltet und dabei demonstrativ, ja theatralisch in sich zusammensinkt und sagt: „Ich wünsche mir doch nichts sehnlicher, als dass in Israel Frieden herrscht“, und er wolle, dass das Credo „global Denken, lokal Handeln“ nicht zur Phrase verkomme, hat das etwas vom Faust, dem seine Studierstube zu eng geworden ist.

„VERMITTELNDES KANN AUCH GUT SEIN“

Der neue Uni-Stura-Vorstand ist nun komplett. Silvia Kunz, Sebastian Uschmann und Moritz Pallasch werden von nun an Haushaltsverhandlungen leiten und die Arbeit des Stura organisieren. Warum sie sich für die richtige Wahl halten, erzählen sie im Interview.

Was sind eure größten Herausforderungen für die nächste Zeit?

Silvia: Der dringendste Punkt ist, dass wir bald einen Haushalt bekommen, um eine Haushaltssperre zu verhindern, von der ja dann alle Fachschaften und andere Stura-Projekte betroffen wären.

Sebastian: Bisher sind wir noch relativ zuversichtlich, dass wir das irgendwie hinbekommen. Peter (*Anm. d. Redaktion: der Haushaltsverantwortliche*) hat ja in der letzten Sitzung schon seinen Vorschlag für einen Haushalt vorgelegt. Aber das ist dann Sache des Gremiums, daran zu arbeiten. Wahrscheinlich müssen wir auch noch auf ein paar Leute zugehen und fragen, wie viel Geld sie für ihre Arbeit brauchen.

Seid ihr mit dem vorgeschlagenen Haushalt denn zufrieden?

Sebastian: Grundsätzlich ja, aber es gibt kleinere Punkte, die man überdenken sollte. Es gibt da ja schon Anträge. Zum einen ist das *CampusTV* bei Null. Da sollte man drüber reden und ich glaube, da wird zumindest eine Seite des Stura drauf pochen.

„Natürlich gab es Fronten, die auch offensichtlich wurden.“

Und abgesehen vom Haushalt?

Moritz: Die Rahmenvereinbarung und die Ziel- und Leistungsvereinbarung, die alle vier Jahre abgeschlossen werden und jetzt dem Senat vorliegen. Vom Ministerium gibt es aber widersprüchliche Informationen, in welcher Phase sich diese Absprachen befinden. Das Wichtigste im nächsten Jahr ist aber die Novellierung des Hochschulgesetzes und der Studierendenschaftsfinanzverordnung.

Kann der Stura hier seine Stärke ausspielen?

Moritz: Das müssen wir dann sehen. Aber da zieht wenigstens die Unileitung mit uns an einem Strang und wir können geschlossen gegenüber dem Ministerium auftreten.

Sebastian: Das kommt ja schon relativ selten vor.

Vier Wochen nach der konstituierenden Sitzung seid ihr nun gewählt worden. Was sind eure Erfahrungen in der Gremiumsarbeit bisher?

Silvia: Ich war, bevor ich in den Stura gewählt wurde, ein halbes Jahr Fachschaftsratsmitglied und habe davor in anderen Vorständen mitgearbeitet.

Sebastian: Ich bin jetzt das dritte Jahr im Stura und war auch vorher Fachschaftsratsmitglied.

Moritz: Ich bin neu hier. Das ist meine erste Amtszeit im Stura.

Seht ihr das als Vorteil?

Moritz: Ich sehe das auf jeden Fall als Vorteil. Ich versuche dadurch immer sehr unbefangen an die Leute heranzugehen und gebe nicht so viel drauf, was die alten Konflikte waren, die den alten Stura stark dominiert haben. Ich finde es ganz gut, wenn neue Leute kommen, die nicht so stark involviert sind und unvoreingenommen und sehr offen an die Sache ran gehen. Das erfüllen wir alle drei.

Sebastian: Das Problem ist, dass wir niemanden haben, der großartig Vorstandserfahrung hat. Das heißt, wir müssen uns relativ viele Informationen von anderen holen. Der alte Vorstand unterstützt uns aber und auch die anderen sind bisher sehr kooperativ.

Ist eure Wahl ein Ausdruck der verhärteten Fronten im Stura?

Silvia: Ich glaube, dass sich das Gremium mit der Wahl von uns dreien Leute für eine vermittelnde Rolle gewünscht hat.

Also seid ihr der kleinste gemeinsame Nenner?

Moritz: Das hört sich abwertend an. Vermittelndes kann ja auch gut sein. Und natürlich gab es Fronten, die auch offensichtlich wurden, besonders in den Personaldebatten. Wir versuchen mit den Leuten zu reden und ich glaube

echt, dass das noch funktionieren kann. Es ist ja auch nicht im Interesse der Leute, sich da ein persönliches Feindbild aufzubauen. Aber ich bin ja auch noch neu.

Silvia: Wir machen ja im Januar vermutlich eine Klausurtagung als Stura und ich habe die Hoffnung, dass die Leute sich dann mal unterhalten und mehr Verständnis für die jeweilige andere Front entwickeln.

Seht ihr denn schon mögliche Mehrheiten für wichtige Entscheidungen?

Sebastian: Ich bin mir da nicht sicher. Ich hoffe auf sie. Das wird sich aber erst in den Verhandlungen zeigen, wie kompromissbereit die Leute sind. Januar wird eventuell ein bisschen spät sein, um Kompromisse zu finden.

Silvia: Ich hoffe da auch sehr auf die Kompromissbereitschaft. Darauf wird sich alles aufbauen. Wenn sich die Gremiumsmitglieder untereinander nicht einigen können, dann können wir als Vorstand auch nicht wirklich was tun. Aber ich bin da auch lieber optimistisch, weil das die Grundlage dafür ist, dass wir was erreichen können.

Wie wollt ihr eine Neiddebatte bei den Haushaltsverhandlungen vermeiden?

Silvia: Ich glaube man kann nicht leugnen, dass es die-

Vereint im Kampf gegen die Windmühle Haushalt: der neue Vorstand. Von links nach rechts: Moritz, Sebastian, Silvia.
Foto: Tarek Barkouni

se Debatte gibt. Das einzige, was man dagegen tun kann, ist die verschiedenen Akteure zusammenzubringen und Klarheit zu schaffen, was der andere macht und was er leistet. Wir hoffen, dass wir das hinkriegen.

Kann man die Arbeiten der Leute denn überhaupt vergleichen?

Silvia: Ich glaube das ist nicht das Problem, sondern eher die Wertschätzung der Arbeit. Das könnte man noch viel mehr so leben.

Wie stellt ihr euch die Arbeit mit dem Präsidenten Prof. Dr. Rosenthal vor?

Moritz: Die Universität ist verpflichtet ein gutes Arbeitsumfeld für die verfasste Studierendenschaft zu sichern und uns wurde schon zugetragen, dass der Präsident ein offenes Ohr für die Studierendenschaft hat.

Aus einem Gespräch mit Prof. Eva Schmitt-Rodermund konnte ich entnehmen, dass sie unseren Interessen sehr aufgeschlossen gegenübersteht. Ich hoffe die Uni wird sich nicht den Weg zur Studierendenschaft verbauen, was ich mir auch nicht vorstellen kann. Die Uni weiß ja, dass wir im Notfall die Studierendenschaft hinter uns haben.

Sebastian: Wir wollen uns den Weg natürlich auch nicht verbauen. Aber wenn die Uni irgendetwas gegen die Interessen der Studierendenschaft macht, dann müssen wir natürlich was sagen.

Die Wahlbeteiligung der letzten Stura-Wahl lag bei

10,8 Prozent. Wie wollt ihr die steigern?

Silvia: Ich fände es gut, wenn der Stura sich besser präsentieren würde, auch in den sozialen Medien. Ich weiß, dass das im alten Stura auch eine kontroverse Debatte war, bin aber zuversichtlich, dass wir nach dem Beschluss auch in den sozialen Medien vertreten sind.

Moritz: Wir haben ja jetzt engagierte Leute im Öffentlichkeitsreferat, die auch die Wahl für nächstes Jahr ein wenig größer aufziehen möchten. Mit ein bisschen mehr Werbung bin ich optimistisch, dass wir sogar 20 Prozent knacken. Wir können uns es auf jeden Fall eine so geringe Wahlbeteiligung nicht mehr lange leisten.

Sebastian: Ich weiß aber auch nicht, wie das in großen Studiengängen funktionieren kann, ob man die Leute da genug kennt, dass man sie wählen kann. Wie soll man bekannt werden, ohne

vorher im Gremium gewesen zu sein?

Liegt das auch an den eher öffentlichkeitsscheuen Gremiumsmitgliedern?

Sebastian: Der Ausschluss der Öffentlichkeit wird teilweise etwas überstrapaziert. Jemanden für zwei Stunden draußen sitzen zu lassen, kann man niemandem zumuten. Da muss man sich nicht wundern, dass keine Gäste kommen. Ich weiß aber nicht, wie das lösbar ist.

Haltet ihr ein Jahr durch?

Sebastian: Bestimmt.

*"Im Notfall
haben wir die
Studierenden-
schaft hinter uns".*

Das Gespräch führte Tarek Barkouni



Donnerstag, 19.11.

- 19:00 Stadtmuseum: „DSF - Mitten-drin statt nur dabei“, Lesung mit Dimitrij Gawrisch
- 20:00 Theaterhaus: „Der Sandmann“, Theater
- 20:00 Schillerhof: „Señor Kaplan“ (URY 2014, OmU), Kino
- 20:00 Café Wagner: „Wagners Corner“, Open Stage
- 21:00 Glashaus: Claim. (Noise/Pop-core), Konzert
- 21:00 KuBa: DeWolff & Tree (Blues Rock/Psychedelic), Konzert
- 21:00 Rosenkeller: „Gesellschaft tanzt Geschlecht“ mit Faulenza (Pride Hip Hop), Konzert & Party

Freitag, 20.11.

- 19:00 Villa am Paradies: „Körpersprache mit allen Sinnen“, Cinco Sentidos-Tanzworkshop
- 20:00 Theaterhaus: „Renegade/The Family“, Theater
- 20:00 Angergymnasium: „Paradise City“, Theater der Freien Bühne
- 20:00 Pici Café: Alasdair Bouch (Singer-Songwriter), Konzert
- 20:00 Kunsthof: Seelenküche! (Jazz/Funk), Konzert
- 21:00 Café Wagner: Suralin (Indie/Noise Rock) & Fai Baba (Psych Pop), Konzert
- 21:00 Rosenkeller: Cor & DxBxSx (Hardcore/Punkrock/R'n'R), Konzert
- 21:30 Daheme: Tourist (Techno), Live
- 22:00 KuBa: „Freak Out - Night of the weird 60s“ (Exotica/Garage/Psychedelia), Party

mo-fr von 8-11

Campusradio
Jena 103,4 MHz
www.campusradio-jena.de

campus.tv jena

www.campustv-jena.de
auf JenaTV & YouTube

unique

interkulturelles Studentemagazin für Jena, Weimar & Erfurt
www.unique-online.de

- 23:00 Kassablanca: „Lo:topia“ mit DJ Pete, Uta & Prismic (House/Techno), Party

Samstag, 21.11.

- 15:00 Kunstsammlung: „Das Unendliche im Endlichen. Romantik und Gegenwart“, Führung
- 16:00 Stadtspeicher, Markt 16: „10. Jahres- und Benefizauktion“ des Jenaer Kunstvereins
- 21:00 Villa am Paradies: „Brasil Plural“, Cinco Sentidos-Fest & Konzert
- 21:00 Kassablanca: „Boomshakalaka“ mit Denyo feat. Symbiz & DJ Shape (Rap), Konzert & Party
- 21:00 Musikkneipe Alster: Goldner Anker (Rock), Konzert
- 21:30 Daheme: Mirus Marcx (Techno), Live
- 22:00 KuBus: Salsa Party

Sonntag, 22.11.

- 16:00 Pici Café: Voita! (Finnischer Tango), Konzert
- 20:00 Angergymnasium: „Paradise City“, Theater der Freien Bühne

Montag, 23.11.

- 18:00 CZS 3, HS 8: „Gleichgeschlechtliche Elternschaft und Paarbeziehung“, Vortrag
- 19:00 Café Wagner: „Concerning Violence“ (S/DK/US 2014), Film & Diskussion

Dienstag, 24.11.

- 20:00 Café Wagner: „Das Kapital“ (Jazz), Konzert
- 21:00 Kassablanca: „Tuvalu“ (D 1999), Kino

Mittwoch, 25.11.

- 16:00 CZS 3, HS 7: „Geisteswissenschaftler im Beruf“, Erfahrungsberichte
- 19:00 CZS 3, HS 7: „Felix Haase: Überwachung in dystopischen Romanen“, Amnesty-Vortragsreihe „Menschenrechte im digitalen Zeitalter“
- 19:30 CZS 3, HS 4: „Intersektionalität: ein neuer Ansatz zur Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen?“, Vortrag
- 20:00 Café Wagner: „¡No!“ (CHI/MEX 2012, OmU), UFC & Cinco Sentidos-Kino
- 21:00 Kassablanca: Feindrehstar (Nu Jazz/Soul/House), Konzert
- 23:00 Kassablanca: „Schöne Freiheit“ mit Ame & DJ Tobi Rake-

te (House/Techno), Party

Donnerstag, 26.11.

- 20:00 Theaterhaus: „Der Sandmann“, Theater
- 20:00 Schillerhof: „Der Sommer mit Mamä“ (BR 2015, OmU), Kino
- 20:00 Musikkneipe Alster: The Russian Doctors (Folk/Punk/Pop), Konzert
- 21:00 Kassablanca: Astronautalis, Dan Smith & Kris Rochelle (Rap/Hip Hop/Alternative), Konzert
- 21:00 Café Wagner: „Smells like Rap“ mit Schlakks (Hip Hop), Konzert

Freitag, 27.11.

- 19:45 Schneebrettbar: Tex Pantalow (House/Techno), Live
- 20:00 Theaterhaus: „Der Sandmann“, Theater
- 20:00 Schillerhaus: „Rien ne va plus“, Lichtkegel-Lesung
- 20:00 Rosenkeller: Sandow (Alternative/Experimental/Rock), Konzert
- 21:30 Daheme: Soundnsience (Techno), Live
- 22:00 Café Wagner: „Solarnacht“ (Electro/Techno), Party
- 23:00 Kassablanca: „Dubliftment!“ mit Culture Dub feat. Sista Bethsabée & Basskateers (Reggae/Dub), Konzert

Samstag, 28.11.

- 10:00 Huber & Treff: „Meta“, Letzter Ausstellungstag
- 18:00 Theaterhaus: „Essen für alle“
- 19:00 Schneebrettbar: Die Letzten Lords (Techno), Live
- 20:00 Theaterhaus: „Der Sandmann“, Theater
- 20:00 Kunsthof: „Das Kondensat“ (Jazz/Noise/Soundscapes), Konzert
- 21:00 Café Wagner: Kellerasseln, Danger!Danger! & Scapegoat (Punk), Konzert
- 23:00 Kassablanca: „Ueberschall“ mit Fraction 42, Sektor 8, Nadeltrauma & Pull 180 (D'n'B), Party

Sonntag, 29.11.

- 11:00 Café Wagner: Wagnerbrunch
- 11:00 Schillerhof: „Anina“ (URY/CO 2013, OmU), Lateinamerikanischer Kinobrunch
- 13:30 Ernst-Abbe-Sportfeld: FC Carl Zeiss Jena - FSV Zwickau, Fußball
- 19:00 Kassablanca: „King Pong -



Foto: Voita!

Beste Gelegenheit, das Sommergefühl noch einmal zurückzuholen: am 22. November trifft finnischer Tango auf ungarischen Wein, wenn Voita! im kleinen, aber feinen Pici Café spielen.

Grand Slam 2015“, Tischtennis
19:00 Schneebrettbar: Kocher (Techno), Live
Montag, 30.11.
20:00 Volkshaus: Orgelkonzert
Dienstag, 01.12.
10:00 KuBus: Lebkuchenbäckerei
19:30 Pulverturm: „Kultürmchen“, Adventskalender-Start der Freien Bühne
20:00 Schillerhof: „Die tödliche Maria“ (DE 1993), 35mm-Kino
20:00 Theaterhaus: „Amerika“, Öffentliche Hauptprobe
21:00 Café Wagner: goodbye (Singer-Songwriter), Konzert
21:00 Kassablanca: „Außer Atem“ (F 1960), Kino
Mittwoch, 02.12.
16:00 CZS 3, HS 7: „Das Praktikum -

Allheilmittel auf dem Weg ins Berufsleben?“, Diskussion
19:00 CZS 3, HS 7: „Dr. Lutz Hasse: Alles fließt - in Richtung Transparenz?“, Amnesty-Vortragsreihe „Menschenrechte im digitalen Zeitalter“
19:00 E-Werk Weimar: „Let's talk about Sex & Politics - Flucht“, Diskussion
19:30 Villa Rosenthal: „Tage- und Nächtebücher aus Lappland“, Filme & Fotografien
20:00 Café Wagner: „Nas - Time is Illmatic“ (US 2015, OmU), UFC & Rotzfrech-Kino
20:00 Schillerhof: „Soleil Noir“ (FR 1966), 35mm-Kino

Kalender: Anna-Sophie Heinze

ANZEIGE

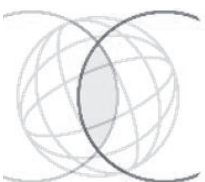
Wissen vermitteln –
Geld verdienen!

Nachhilfeinstitution in Erfurt
sucht schnellstmöglich
Lehrer, Referendare oder Studenten, die in der Lage sind,
Nachhilfeunterricht bis Klasse
12 in den Fächern
Mathematik, Physik, Chemie,
Biologie, Geschichte, Englisch,
Latein oder Französisch zu
erteilen.

Der Einsatz erfolgt auf
Honorarbasis bei guter Bezahlung.
Heureka-Förderinstitut
Erfurt,

Telefon: 0361/5614999.

ANZEIGE



DIALOGFORUM
FREIHANDEL

Am 28.11. in Jena.
Interesse mitzudiskutieren?

www.dialogforum-freihandel.de

DANZ NAH DRAN

Sex Sells. Deshalb schreibt unser Autor in seiner Kolumne ab sofort schamlos über alles, was eure Muttis und Vatis euch lieber nicht lesen lassen würden.

Von Sebastian Danz

Ja, es gibt sie noch: die voreheliche Enthaltsamkeit. Warum eigentlich? Und noch wichtiger: Warum interessiert uns das?



Deutschstunde, 9. Klasse. Unterrichtseinheit: Debattieren. Thema: Sex vor der Ehe. Ein Raum voller Teenager in den unterschiedlichsten Entwicklungsstadien. Mädchen, die in den Pausen vom Oralverkehr mit ihrem Freund erzählen, sitzen neben Jungs, denen gerade die ersten Haare unter den Armen wachsen. Gerade verkündet Manuel, der aus einer sehr religiösen Familie kommt, dass er keinen Sex haben wird, bevor er verheiratet ist. Er glaubt, dass Gott ihm die Frau fürs Leben schickt, wenn es so weit ist. Der Großteil der Klasse kichert oder wendet sich kopfschüttelnd und augenverdrehend seinen Sitznachbarn zu. Ich bin einer von ihnen.

Seit der Erfindung der Bindung zweier Menschen auf Ewigkeit ist der voreheliche Geschlechtsverkehr ein heißdiskutiertes Thema. Außer im Frühmittelalter. Da gab es keine Diskussionen. Wer Sex ohne Trauschein hatte, wurde hingerichtet. Im Laufe der Geschichte gestaltete sich die ganze Angelegenheit zum Glück weniger lebensgefährlich. So wurde im Amerika der 20er Jahre der voreheliche Beischlaf immer üblicher, da die wachsende Verbreitung des Automobils den Datingradius und damit die Auswahl an potentiellen Bett- und Lebensgefährten enorm erweiterte.

Heute hat kaum noch jemand ein Problem, wenn zwei Menschen vor dem Gang zum Altar das Bett teilen (tun wir an dieser Stelle mal so, als würde es den Katholizismus nicht geben). In einer Studie des *Pew Research Centres* in Washington mit dem Titel *Global Views on Morality* aus dem Jahr 2013 schneidet Deutschland zusammen mit Frankreich am tolerantesten ab. Nur sechs Prozent der Deutschen und Franzosen halten laut der Studie vorehelichen Sex für inakzeptabel. Wenn ich an meine Deutschstunde vor zehn Jahren zurückdenke, frage ich mich, wie es mit dem Akzeptanzgrad für voreheliche Enthaltsamkeit aussieht.

Wer sich mit dem Thema Enthaltsamkeit beschäftigt, findet meist Geschichten über Frauen und Männer, die aus religiöser Überzeugung keinen Sex mit ihrem Partner haben, bevor sie verheiratet sind. In den USA gibt es sogenannte Purity Balls, von christlichen Gruppen veranstaltete festliche Bälle, auf denen junge Mädchen Keuschheitsgelübde ablegen. In Deutschland versucht die Aktion *Wahre Liebe Wartet*, ein Ableger der internationalen christlichen Bewegung *True Love Waits*, junge Menschen von der Enthaltsamkeit vor der Ehe zu überzeugen. Laut Betreiber der Website von *Wahre Liebe Wartet* haben dort seit deren Entstehen in den 90ern 15.000 bis 20.000 Deutsche ein Keuschheitsgelübde abgelegt.

Wie sich die vielen jungen Enthaltsamkeitsfans wohl entscheiden würden, wenn sie nicht in ein streng religiöses Umfeld hineingeboren worden wären? Ob viele von ihnen ein frustriertes Leben führen, wenn sie in der Hochzeitsnacht merken, dass der Sex mit der Partnerin oder dem Partner keinen Spaß macht? Ist ihnen der Spaß am Sex vielleicht einfach nicht wichtig? Geht mich das überhaupt etwas an?

Auf dem Schulhof waren die cool, die von ihrem ersten Mal erzählten. Sie umgab eine Aura des Erwachsenseins, deren Glanz auf die umgebenden Jungfrauen abstrahlte. Aber muss man sich mit Mitte zwanzig immer noch cooler fühlen, bloß weil man Sex hat? Vielleicht ist diese ganze Keuschheitssache in unserer übersexualisierten Zeit bewundernswert. Ich könnte das jedenfalls nicht. Wenn man einer Studie der Yale University und Columbia University glaubt, können die Enthaltsamkeitsbefürworter das genauso wenig. Demnach hatten 88 Prozent von 12.000 jungen Menschen, die am *True Love Waits*-Programm teilgenommen haben, danach innerhalb von sechs Jahren vorehelichen Sex.